„Brüder-Grimm-Gedenken 1963"

Ein Rückblick und Ausblick

Von Friedrich Neumann

I.

Es ist eine eigene Sache um Gedenktage, die die 100jährige Wiederkehr eines Ereignisses in die Erinnerung rufen. Um was es auch geht, in jedem Falle wecken sie eine Vergangenheit auf. Aber nur selten werden sie für die Gegenwart über eine erregende Stunde hinaus fruchtbar. An sich nicht sehr merkwürdig! Denn nur besondere Umstände können einem einzelnen Ereignis (und wäre es der Geburtstag oder Todestag eines ungewöhnlichen Menschen) so viel Symbolkraft zuteilen, daß es von einem Erinnerungstag aus in eine neue, notwendig andersartige Zeit hineinwirkt. Genug, wenn es zu einer Besinnung aufruft, in der sich in schnellem Übergang oder allmählich der Horizont einer Gegenwart auf die Zukunft hin erweitert.

Anlaß zu einem solchen Gedenktag wurde der Todestag Jacob Grimms vom 20. September 1863. Er wurde es besonders stark im ehemals kurhessischen Bereich, weil sich dort die Erinnerung an Jacob Grimm wie von selbst mit der Erinnerung an seinen nur wenig jüngeren Bruder Wilhelm verband. Bei der Verschiedenheit ihrer Naturen ist freilich diese Verbindung, wie sie sich in der Benennung „Brüder Grimm" ausdrückt, nicht so selbstverständlich, wie sie zumeist hingenommen wird. Zwar haben die Brüder in ihren gelehrten Anfängen bis zu den Jahren 1815/16 hin Schriften gemeinsam hinausgehen lassen. Aber gerade als Forschende haben sie (ganz abgesehen von dem verschiedenen Rang, der ihnen in der gelehrten Welt zusteht) trotz Wohngemeinschaft in entscheidenden Jahren auf getrennten Feldern gearbeitet, von jeher in ihrer Arbeitsweise von ihrer Sonderbegabung geleitet. Wenn sich trotzdem immer wieder der große Name Jacob Grimm dem anheimelnden Begriff „Brüder Grimm" einfügt, so sind es, vereinfacht ausgedrückt, zwei Gründe, die dies herbeiführen. Der erste Grund: Jenseits der gelehrten Welt erscheinen Jacob und Wilhelm als Einheit durch die „Kinder- und Hausmärchen", die sie als „Brüder" in den Jahren 1812 und 1815 veröffentlichen. Denn wer denkt außerhalb eines Kreises von Kennern daran, daß dies Werk zwar aus einem gemeinsamen gelehrten Antrieb entsteht, aber in seiner Endfassung als literarisch-künstlerische Schöpfung wirkt, in der sich mit Vorzug Wilhelms Eigenart zeigt? Der zweite Grund: Die Brüder sind einem gemeinsamen Schicksal unterworfen, in dem sich in charakteristischen Zügen bundesdeutsches Leben des früheren 19. Jahrhunderts spiegelt. Und wer denkt schon außerhalb eines Kreises von Wissenden daran, daß den Ablauf dieses Schicksals im wesentlichen der Eigenwille Jacobs bestimmt, während Wilhelm dann dem Bruder, wenn auch aus freiem Enschlusse, folgt? Beide Gründe machen aber erkennbar, wie schwierig es ist, einem Gedenktag, der vor allem an das genialische Arbeiten Jacobs zu erinnern hat, ohne Nebengedanken an Wilhelm das uneingeschränkte Recht zu sichern. Dies gilt um so mehr, als Jacobs Schaffen in

ein ausgesprochen gelehrtes Gesamtwerk eingeschlossen ist, dessen Gelehrsamkeit in ihrem Gesichtsfeld weitgehend an ihre Entstehungszeit gebunden bleibt. Dies alles zusammengenommen dürfte hinlänglich zu der Frage anregen, wie man im Herbst des Jahres 1963 mit der Erinnerung an den gefeierten Jacob Grimm fertig geworden ist. Ich meine damit nicht jene festlichen Stunden, die besonders dort, wo sich noch greifbare Erinnerungen anbieten, aus sich heraus ihr festliches Ziel erreichen. Ich meine vielmehr hier all das, was im Blick auf diesen Erinnerungstag an fruchtbarer Forschung durch Vortrag oder Untersuchung ins Wort gekommen ist.

Nur am Rande brauche ich hier den schmalen Band zu erwähnen, der den Jacob-Grimm-Tag würdig vorbereitet hat: KARL SCHULTE KEMMINGHAUSEN und LUDWIG DENECKE, Die Brüder Grimm in Bildern ihrer Zeit[1]. Er führt gut in Jacobs Leben ein, der sich auch im Bild neben dem um ein Jahr jüngeren Wilhelm als der wachere, zugreifendere darstellt. Indem neben den Bildern der Brüder und ihrer Verwandten Bilder von Männern und Frauen erscheinen, die den Brüdern in Freundschaft und in Spannung verbunden waren, werden die Leser gezwungen, in die Umwelt der Brüder hineinzusehen. Doch nun gleich zu dem weiträumigen Buche, das ausdrücklich als „Gedenkschrift zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm" zusammengestellt ist. Schon der Haupttitel „Brüder Grimm Gedenken 1963" sagt, daß beide Brüder vereint bleiben[2]. Nicht zufällig fällt immer wieder helles Licht auf ihre gelehrte Frühzeit, in der sie noch gemeinsam einen romantischen Erlebnisraum abschreiten, bevor sie ihre Sonderwege gehen. Ich muß mich darauf beschränken, in Stichworten anzudeuten, was 26 Autoren auf fast 600 Seiten darlegen.

Das Buch leitet die Rede *„Jacob Grimm und sein Werk"* ein, in der LOUIS L. HAMMERICH (Kopenhagen) für die Kasseler Festversammlung den wissenschaftlichen Rang Jacobs von der Gegenwart der germanischen Philologie aus zu bestimmen sucht. Es ist gut, daß Hammerich mit ruhigem Urteil die Verdienste Jacobs in ihren Grenzen würdigt. Denn das Hymnische ist wissenschaftlicher Leistung nicht angemessen und vernebelt nur zu leicht die wirklichen Umrisse eines genialen Schaffens. So schadet denn nichts, wenn zutagetritt, daß Jacob kein bequemer Mann war, daher auch in seinem Eigenwillen geneigt, seine Welt nach außen abzusperren. Immerhin sollten wir uns dahin einigen, daß auf grammatischem Felde genau besehen erst Jacob und nicht der früh gestorbene KRISTIAN RASK (1787—1832) die germanische und die deutsche Lautverschiebung als gestufte Vorgänge erkannt hat. An den „Märchen" der Grimms hebt sich für Hammerich das Klassische der Form heraus, noch mehr,

1 Kassel, Erich Röth Verlag, 8° 128 S., 1963 = Kasseler Quellen u. Studien 1. Vgl. meine Anzeige: Zs. Bd. 74, 1963, 198—203.

2 N. G. Elwert Verlag Marburg, 8° 609 S. (im Zusammenhang zwischen dem Brüder-Grimm-Museum Kassel u. dem Instit. für mitteleurop. Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg hsg. mit GERHARD HEILFURTH durch LUDWIG DENECKE u. INA-MARIA GREVERUS) = Bd. 54 der Hessischen Blätter für Volkskunde.

daß die Grimms durch sie die „Volkskunde" begründen, was denn im ganzen Jacob zugeschrieben werden muß. In einem ersten Rückblick betont sodann Hammerich, Jacob sei weder „Staatshistoriker" noch „Literaturhistoriker", erst recht nicht „Persönlichkeitshistoriker" gewesen, sondern eine „Philologe", der, dem Geschichtlichen zugewandt, in allen seinen Werken, daher auch in der „Mythologie" wie in den Sammlungen der „Rechtsaltertümer" von „sprachlichen Belegen" ausgeht. Jacobs entscheidende Leistung: Er habe die „eigentliche historische Methode" in die Sprachwissenschaft eingeführt, durch Herders und Savignys Anschauungen angeregt; seine „Deutsche Grammatik" (was heiße: seine „Vergleichende historische Grammatik der germanischen Sprachen") sei so der „erste Grundriß der germanischen Philologie". Doch wie wird nun dieser einführende Aufsatz Hammerichs von den anderen ergänzt?

Eine Gruppe von acht Aufsätzen führt uns dorthin, wo die Brüder mit Verwandten und Freunden gelebt haben: in das Hanauer Land, nach Marburg, Kassel, Göttingen und Berlin. Da wir hier mit Vorzug auf Jacob Grimm hinsehen, müssen wir uns versagen, in diesen Aufsätzen zu verweilen. Doch sei mit einer gewissen Willkür auf dies und das hingewiesen, das mir aus meinem Gedankenkreis heraus aufgefallen ist. Heinrich Bott verfolgt in einer wohl abschließenden Untersuchung die männlichen „Vorfahren" der Brüder. Dabei erinnert er daran, daß der bislang bekannte älteste Vorfahr Peter Grym vom wetterauischen Friedberg nach Frankfurt einwandert und dort 1508 Bürger wird. Der Enkel, gleichfalls ein Peter Grym, zieht 1542 nach dem nahen Bergen um. Durch Gütertausch siedelt sodann Johann Grimm 1639 als Wirt in Hanau ein; die Familie bleibt nunmehr in der ehemaligen Grafschaft Hanau, bis die Mutter der Brüder 1805 in ihre Geburtsstadt Kassel zieht. Von Vaters Seite her stammen also die Grimms aus einem Gebiet, dessen Mundart wir als „rheinfränkisch" zu bezeichnen pflegen. Schade, daß wir über die Familie der Mutter (die Familie Zimmer) nicht gleich gut Bescheid wissen.

Zur Marburger Studentenzeit der Brüder, die Alfred Höck behandelt! Man weiß, daß nur der jugendliche Carl von Savigny (geb. 1779) die Brüder fesselte und nachhaltig beeinflußte. Ich merke mir an, wie bewußt Savigny seine Lehrkunst pflegte, in der er sich von den anderen Mitgliedern der kleinen juristischen Fakultät abhob. Im Jahre 1803 bekannte er sich zur „Methode des vortrefflichen und enthusiastischen Pestalozzi" (S. 81). Aus den „Dokumenten", die der inzwischen verstorbene Karl Schulte Kemminghausen aus dem „ostfälischen Freundeskreis" der Brüder beibrachte, nur eine Stelle, die sich unmittelbar nur auf Wilhelm Grimm bezieht! Jenny von Droste-Hülshoff (die 1834 der Freiherr Josef von Laßberg heiratet) war seit dem Sommer 1813 zeitweilig durch eine mehr als freundschaftliche Neigung dem elf Jahre jüngeren Wilhelm zugetan, der überhaupt in seiner Jugend stark auf Mädchen und Frauen durch seine Erscheinung und sein Wesen wirkte, darin von seinem Bruder Jacob unterschieden. Doch hatte ihr bei einem ersten Zusammentreffen (am Abend des 22. Juli 1813) seine „hessische Aussprache" nicht recht gefallen (S. 130). Man darf bezweifeln, daß damit nur ein niederhessisch-kasselscher Tonfall gemeint ist, den noch um die letzte Jahrhundertwende viele der älteren Generation in allen Ständen hatten. Er wäre wohl dem westfälischen

Fräulein nicht so sehr aufgefallen. Es mag noch durch die Kasseler Aussprache die Hanauer Aussprache hindurchgeklungen haben.

Nicht genügend beachtet wird wohl immer noch der Umschwung, den das Verhältnis der Brüder, insbesondere das Jacobs, zu ihrem Schwager Ludwig Hassenpflug erfährt. ROBERT FRIDERICI legt (S. 147–201) mit reifer Kennerschaft unter der sprechenden Überschrift *„Harmonie und Dissonanz"* Briefe vor, die weitgehend erhellen, warum alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Gerade in Jacob und Hassenpflug begegneten sich zwei harte und dabei recht verschiedenartige Naturen. Bei Jacob wirkte wohl (jede Versöhnung verhindernd) in der Tiefe mit, daß seine Vorstellung von der notwendigen Einheit des öffentlichen und privaten Lebens in unaufhebbarer Spannung zu den gesellschaftlichen Zuständen seiner Tage stand. Genau besehen, sind beide bei verschiedenen Motiven und Ergebnissen im Besten ihres politischen Wollens gescheitert. — Ein Nächstes: Der ausgezeichnete Bericht, in dem THEODOR KOCHS den *„Anteil Göttingens an der Geschichte des Deutschen Wörterbuchs"* darstellt. Sachgemäß muß er sich auf einen Zeitraum beziehen, der nach dem Tode Jacobs anläuft und recht eigentlich nach der Göttinger Berufung Moriz Heynes vom Jahre 1887, ja erst mit der Gründung der *„Göttinger Centralsammelstelle"* vom Jahre 1908 beginnt. Trotzdem, wir hätten das „Wörterbuch" nicht, wenn nicht die Brüder Grimm der übernommenen Aufgabe unter Seufzen treu geblieben wären, wobei man vor allem an Jacob zu denken hat. — Der umfangreichste Beitrag (S. 227–307): WILHELM HAUSEN plaudert aufschließend und gelehrt, ausladend und anheimelnd über die *„Brüder Grimm in Berlin"*. Es ist das zwischen den Zeiten schwebende Berlin Friedrich Wilhelms IV., in dem die Brüder im letzten (vor allem, wenn man auf Jacob hinsieht) Außenseiter bleiben. Ein reizvoller Gang durch das gesellschaftliche Leben hochakademischer Kreise und der mit ihnen verbundenen Oberschicht! Aber so gut sich das liest, gelegentlich werde ich den Eindruck nicht los, daß mindestens die Welt Jacobs zu sehr von einer romantisch-biedermännischen Atmosphäre umflutet wird. Um meinen Eindruck zu belegen, hebe ich ein für mich sinnfälliges Ereignis heraus. Der von der Regierung gemaßregelte Hoffmann von Fallersleben trat am Geburtstag Wilhelms im Jahre 1844 öffentlich auf, vielleicht durch die extravagante Bettina von Arnim ermuntert. Presselärm brachte die Brüder in eine unglückliche Lage. Sie waren nun einmal durch das Göttinger Ereignis vom Jahre 1837 politische Figuren geworden, die dauernd bedrohte, parteipolitisch festgelegt zu werden, und Hoffmann fühlte sich ihnen wohl darin verwandt. Aber so wenig taktvoll Hoffmanns Gehaben gewesen war, die Art, wie sich die Brüder gegen Hoffmann verhielten, dessen Erscheinen Jacob brieflich einen „rücksichtslosen, gemeinen Streich" nannte, scheint mir nur verständlich zu sein, wenn ich durchspüre, wie unbehaglich ihnen von Innen her auf dem Boden Berlins ihr behagliches Leben sein mußte.

Damit sind wir bei der zweiten Aufsatzgruppe (S. 309–510), die wir überschreiben dürfen: Was bedeuten die Arbeiten der Brüder Grimm für die Anfänge volkskundlicher Bestrebungen in europäischen Bereichen? Die Aufsätze richten sich auf Österreich, Jugoslowien, die Tschechoslowakei, Rußland, Flan-

dern, die Niederlande, die deutschsprachige Schweiz, den skandinavischen Norden und Finnland. In kurzen Berichten hören wir davon, welche Anregungen von den Brüdern ausgegangen sind oder in welchen Beziehungen sie mit Gelehrten standen, die sich der Volksdichtung oder dem mundartlichen Sprechen ihrer Heimat zuwandten. Es sind recht verschiedenartige Vorgänge, die da ins Spiel kommen. Fast selbstverständlich, daß es dabei, wenn man von den „Märchen" absieht, im ganzen nur um das Werk Jacobs geht. Und beachtenswert, daß das Maß des Einflusses, den Jacob ausgeübt hat, schwer abzuschätzen ist, da nun einmal nur anwächst, was auf einen geeigneten, ja auf einen vorbereiteten Boden trifft. Für sich stehen die beiden letzten Aufsätze dieses Teiles. Die Mitherausgeberin Ina-Maria Greverus führt unter dem Titel „Wege zu Wilhelm Grimms ‚Altdänischen Heldenliedern'" (die 1811 erscheinen) zu dem Besonderen von Wilhelms Schaffensart, wie sie sich in seiner Übersetzungskunst bekundet (S. 469—488)[3]. Eduard V. K. Brill gibt (S. 489 bis 509) den Briefwechsel Jacob Grimm — Walter Scott aus dem Jahre 1814 heraus, der ohne Ergebnis versanden mußte, weil das, was jeder der beiden Männer als Ziel hatte, weit auseinanderlag.

Die letzte Aufsatzgruppe (S. 511—593) versammelt sich um Wirkungen, die von den „Kinder- und Hausmärchen" ausgegangen sind: um kleine und große Wirkungen, um frühe und späte. England, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Ungarn, Japan, Sardinien bezeichnen den Untersuchungsraum[4]. Vielleicht sollte man stärker herausheben, daß es (wie in Deutschland) immer nur eine Auswahl der Erzählungen, meist eine kleine Zahl echter „Märchen" ist, die über die Wirkung des Werkes entscheiden. Das Geheimnis der Sammlung bleibt eben, daß sie, aus gelehrtem Antrieb entstanden, durch Wilhelms Kunst zu einer einmaligen Schöpfung wird, in der so etwas wie Märchenwelt in Märchensprache zu sich selbst kommt. Womit sich denn auch das zusätzliche Geheimnis der Sammlung erklärt, ein Muster anheimelnder Erzählsprache zu sein. Aber lassen wir das! Denn vom Jahre 1963 aus müssen die Gedanken mehr als sonst zu Jacob Grimm hingehen. Er war es vor allem, der vom geschichtlich Greifbaren zu einem Ursprünglicheren vorzudringen suchte, wie es sich ihm in dem zu offenbaren schien, was er mit einem übernommenen Begriffe „Naturpoesie" nannte. Dabei lebte in ihm ein geschichtlicher Sinn, der ihm verbot, Überliefertes mit Berufung auf poetische Wahrheit so zu verändern, wie es Wilhelm im Nacherzählen von Geschichten tat, die sich den Brüdern unter den Begriff des „Märchens" ordneten. So seien denn noch aus Louis L. Hammerichs Vortrag, der Jacobs Werk zugewandt war, zwei Feststellungen herausgehoben. Die erste (S. 8): „Neben dem Reinhart Fuchs und der Ge-

3 Wohl Druckfehler, wenn S. 474 im Titel von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" der Plural „der Nibelungen" steht.

4 Auf Einzelnes kann ich nicht eingehen. Aber einen Satz möchte ich festhalten. Zu der hier wie sonst wiederkehrenden Schwierigkeit, literarischen Einfluß von Buch zu Buch festzulegen, bemerkt Katharine M. Briggs (in "The Influence of the Brothers Grimm in England" S. 514): "but ideas spread more rapidly than books".

schichte der deutschen Sprache hat Jacob Grimm nach eigener Aussage kein Buch mit größerer Lust geschrieben als die Deutschen Rechtsaltertümer". Die zweite (S. 16): „Die bedeutendste Tat Jacob Grimms bleibt nun doch wohl seine Einführung einer klaren historischen Methode in die Grammatik der germanischen Sprachen". Dies heißt freilich zugleich, daß der Weg zu Jacobs Schaffen gerade von der Gegenwart aus kein leichter Weg ist. So ist denn auch die Erinnerung an den 100. Todestag Jacob Grimms von keinem Werke begleitet worden, das die entscheidenden wissenschaftlichen Leistungen Jacobs in die Mitte stellt: ihre nicht leicht zu ergründenden geistigen Voraussetzungen[5], ihre zeitbedingten Grenzen, ihre bleibenden Gehalte. Aber die Rede Hammerichs, bestimmt für die Kasseler Feier vom 21. September 1963, ist nur die erste der Reden, die im Spätjahr 1963 über Jacobs wissenschaftliches Schaffen gehalten sind. Da sie zusammen vorerst umfassendere Untersuchungen ersetzen, wende ich mich ihnen in kurzen Berichten zu, soweit ich von ihnen Kenntnis erhalten habe.

In einer öffentlichen Sitzung der Göttinger „Akademie der Wissenschaften" sprach HANS NEUMANN am 15. November 1963 über *„Jacob Grimm und Göttingen"*, auf die Frage gerichtet, ob und mit welchem Recht sich die Göttinger Universität und Akademie mit Jacob Grimm verbunden fühlen dürfen[6]. Er belegt, daß die Jahre 1818—1840, in denen Jacob besonders rege in den Göttinger Gelehrten Anzeigen rezensierte, die eigentlich „kritische" Epoche seiner wissenschaftlichen Arbeit bezeichneten. Der Hinweis ist wichtig, weil sich in dieser Tätigkeit wie in der „Dt. Grammatik" bekundet, daß Jacob zu einer Philologie übergegangen ist, die sich auf strenge „Beobachtung" stützt. Wir werden sodann daran erinnert, daß Jacob gerade in den Göttinger Jahren, Kasseler Vorarbeiten nutzend, Druckwerke in reicher Fülle herausbringt, so die Teile der „Grammatik", die die „wissenschaftliche Wortbildungslehre" und die „historische Syntax" begründen, und die „Dt. Mythologie", das Fundament „germanischer Religionsgeschichte". Vielleicht läßt sich überhaupt Jacobs Bedeutung am kürzesten mit dem Satze umschreiben, daß er zur rechten Zeit mit historischem Sinn glückhaft alle Disziplinen der germanischen und deutschen Philologie auf eine breite Basis gestellt hat (wenn man von dem Sonderbereich der Literaturgeschichte absieht). Hans Neumann bemerkt zum Schluß, Jacob habe nach einer seiner letzten Aussagen, bei allen Arbeiten seine Kraft vaterländischem Boden entnommen. Von diesem Bekenntnis Jacobs aus ein Wort zu dem Eigenen seines vaterländischen (und damit nur bedingt politischen) Denkens. Jacob suchte jenseits der Gegenwart, die ihm weitgehend ein künstliches Leben zu leben schien, in der Vergangenheit ein natürlicheres, ursprünglicheres Leben, wobei ihm die ertasteten germanischen und indogermanischen Verhältnisse nur allzuleicht in altdeutsche Vergangenheit übergingen. Unabhängig von der Frage, was an dieser Vorstellung richtig oder falsch ist, wir haben anzuerkennen, daß sie sein Schaffen gerade an entscheiden-

5 Vgl. zu diesem Fragenkreis: KLAUS ZIEGLER, Jacob Grimm u. die Entwicklung des modernen dt. Nationalbewußtseins, Zs. Bd. 74, 1963, 153—181.

6 Jahrbuch der Akad. der Wissenschaften in Göttingen, 1963, 30—53.

den Stellen bestimmt hat. Und nicht nur sein Schaffen, sondern auch sein Leben! Daß er so heftig reagierte, als der neue König von Hannover im Jahre 1837 die Verfassung des Jahres 1833 aufhob und dadurch die des Jahres 1819 wieder einsetzte, erklärt sich wohl vor allem aus dieser Jacob eigenen Vorstellungswelt. Er fühlte sich jenseits des Staatlichen, für das er ein geringes Organ hatte, als Person in so etwas wie einem Ursprungsrecht verletzt. Es ging ihm daher um die „alte Freiheit des Volks", wie er sie für die Vorzeit endeckt zu haben glaubte. So erklärt sich auch sein Antrag in der Frankfurter Nationalversammlung, der am 20. Juli 1848 von einer geringen Mehrheit abgelehnt wurde: „Das deutsche Volk ist ein Volk von Freien und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei".[7]

Was ich hier meine, hat JOST TRIER etwas anders ausgedrückt und zwar in der Münsterer Jacob-Grimm-Feier vom 10. Dezember des Jahres 1963, als er über *„Jacob Grimm als Etymologen"* sprach. Dort heißt es: Man könne alles, was Jacob angegriffen habe, der „Altertumskunde" zurechnen. Aber das „Alte dieser Altertumskunde" sei nicht das „Vergangene, sondern das Bleibende". Auch die „etymologische Bemühung" Jacobs sei auf das „Zeigen des Dauernden" gerichtet, auch wo es so aussähe, als ob alle Neigung dem „Ursprünglichen" gälte. Uns braucht hier nicht zu beschäftigen, wie Trier den Etymologieversuchen Jacobs den Grundsatz zuteilt, „die Zahl der Wurzeln nicht zu vermehren, sondern zu vermindern". Wichtig für uns: Über das Thema der Rede hinaus schützt er Jacob in einer endgültigen Formel vor dem abschätzigen Urteil, daß nur zu vieles an dessen Werk vergangen sei: „Überwunden zu werden, ist das Schicksal jedes Forschers. Aber von den Kräften überwunden zu werden, die man selbst entfesselt hat, das widerfährt doch nur den großen Toröffnern, die im Anfang ganzer Disziplinen stehn. Zu ihnen gehört er". Und über die fast überraschende Wende, die sich in Jacob beim Ausarbeiten der Grammatik vollzieht, sagt er zutreffend, diese Riesenaufgabe habe ihn gelehrt, das „Richtige und das Sinnreiche auseinanderzuhalten"[8].

Am 16. November 1963 sprach WILHELM EBEL in der Göttinger Universität über *„Jacob Grimm und die deutsche Rechtswissenschaft"*, anregend und ergebnisreich, so daß einer der originellsten Beiträge zum Jacob-Grimm-Jahr 1963 entstand. Er rückt die Vorstellung beiseite, Jacob sei wegen seines juristischen Studiums als „Jurist" anzusprechen. Er schränkt zugleich das, was man die Freundschaft Jacob Grimm-Savigny nennt, auf das richtige Maß ein. Diese Freundschaft beginnt als ein Verhältnis von Lehrer und Schüler und streift diesen Zug nie ab, wozu komme, daß der altadelige, weltmännische Savigny eher ein „romanischer als ein romantischer Geist" sei. Um in dem, was Jacob über vaterländisches und römisches Recht äußert, Widersprüchliches verständlich zu machen, trennt Ebel sodann die rechtsphilosophische Richtung

7 Vgl. den Faksimile-Druck aus der „Neuen Grimm-Sammlung" der Murhardschen Bibliothek und Landesbibliothek in Kassel mit „Begleittext" von LUDWIG DENECKE, Brüder-Grimm-Museum, Kassel (1964).

8 Abhandlungen der Gesellsch. zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität (Münster 1964), 3—24, Zitate S. 5/6. 18/19.

des Göttinger Gustav Hugo (1764–1844), die den „Ursprung des Rechts" in der „Meinung der Nation" sucht, von der historischen Rechtsschule Savignys (1779–1861), die rückwärts gewandt nicht auf „Rechtserneuerung" hinstrebt. An sie knüpfe Jacob, wenn auch nur äußerlich, an. Denn ihm gehe es stets wie im Aufsatz vom Jahre 1815 um die „Poesie im Recht", wie sie sich ihm in alten Volksrechten, später vor allem in dörflichen „Weistümern" darstelle. Seine „Rechtsaltertümer" vom Jahre 1828 wollen denn auch nichts anders sein, als eine „Sammlung von Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte". Jacob gibt in der Tat nicht Rechtsgeschichte, sondern von der Sprache her eine Art „Altertumwissenschaft" vom Recht, so daß Ebel zögert, ihn zur „historischen Rechtsschule" zu rechnen. In diesem Einschränkenden liegt freilich auch der Grund, daß die „Rechtsaltertümer" als Leistung unveraltet sind. Zu all dem fügt Ebel noch ein Nebenergebnis, das bei dem festlichen Charakter der Rede erst durch einen „Exkurs" (auf S. 30/31 zu S. 9) erhellt werden kann. Die protestierenden „Göttinger Sieben" handelten im Jahre 1837 aus einem „Gewissenskonflikt". In ihn spielte, und zwar gerade für Jacob Grimm, die Eidesfrage hinein. Ebel legt nunmehr fest, daß die moralischen Beweggründe und mit ihnen verbunden die bedingt politischen Beweggründe außerhalb der Diskussion stehen, daß aber die „amts- und eidesrechtliche Situation", die man meistens für geklärt hält, neu bedacht werden muß. Denn im Jahre 1833 hatte König Wilhelm IV. von England beim Erlassen des hannoverschen „Grundgesetzes" darauf verzichtet, von den im Dienst stehenden Beamten einen neuen Diensteid zu fordern. So hat von den „Göttinger Sieben" tatsächlich nur Georg Gottfried Gervinus, der erst 1835 nach Göttingen berufen wurde, einen „leiblichen Eid" auf das „Grundgesetz" geleistet. Die anderen sollten wie alle, die vor 1833 im Dienste waren, so angesehen werden, als wären sie auf die „getreue Beobachtung des Grundgesetzes eidlich verpflichtet". Es entspricht dem in der Tiefe leidenschaftlichen Charakter Jacobs, daß er solch Juristisches nicht in sein Denken, ja in sein Bewußtsein aufgenommen hat[9].

Zum Schluß Helmut de Boors *„Gedenkrede auf Jacob Grimm (aus Anlaß des 100. Todestages)"*, gehalten am 2. Dezember 1963 in Berlin[10]. De Boor hält für erwägenswert, daß Jacob Grimm auf die „Bismarckische Einigung Deutschlands", die mit den Annexionen des Jahres 1866 verbunden war, so bitter ablehnend hätte reagieren können wie sein „Göttinger Schicksalsgenosse Gervinus" (S. 3). Man sollte einmal diesem Gedankengang nachgehen, und zwar auf das Ganze von Jacobs Verhaltensweisen gerichtet. Der politische Standort Jacobs ist nämlich schwerer als der Standort des zwanzig Jahre jüngeren Darmstädters Gervinus zu bestimmen. Denn Jacobs politisches Empfinden bezog sich, soweit es überhaupt zur Entfaltung drängte, über das Zeitnahe

9 Noch nicht gedruckt ist der Vortrag, den Ludwig Denecke am 23. September 1963 im Auftrag der Stadt Göttingen und des Göttinger Geschichtsvereins über das Thema „Die Göttinger Welt der Brüder Grimm" in Göttingen gehalten hat.

10 Erschienen: Beiträge zur Geschichte der dt. Sprache u. Lit. 86, Heft 1, Tübingen 1964, 1–24.

(Gegenwärtige) hinweg auf Grundlegendes, das er in Vergangenheiten suchte. Damit kehren wir zu de Boors Rede zurück. Mit Recht warnt er davor, Jacob wegen seiner „Eingezogenheit" dem „überanstrengten Begriff des Biedermeier einzuordnen". Für Jacobs Arbeitsweise biete sich das Stichwort des „Sammelns und Hegens" an. Mit dieser seiner ihm eigenen „objektiven Begeisterung" verbinde sich über jedes „Detail" hinaus eine „aller Methodik spottende Schau", die sich ins „Unbetretene und Unbetretbare" vorwage. Von hier aus kann de Boor über jedes der großen Werke Jacobs, die mit der ‚Deutschen Grammatik' einsetzen, zusammenfassend sagen: „Sie wurden es aus diesem glücklichen Zusammenspiel von Wissen und Schauen, von der Andacht zum Unbedeutenden und dem Wagnis zum Unbegrenzten" (S. 7). In diesem Doppelten ist denn auch begründet, daß schon früh und dann gesteigert in allem schwärmenden Denken, das einem übergeschichtlich Dauerhaften zugewandt ist, das sachlich Einzelne sein Recht behält. Schon im Jahre 1811 spricht Jacob (de Boor führt es S. 6 an) von seiner zunehmenden Abneigung „gegen alles, was nicht Detail ist, worin allein die Wahrheit lebendig bleibt und lebt". Aber was sind es für Grundanschauungen, die den sammelnden Jacob Grimm in die Höhe tragen? De Boor antwortet auf solches Fragen und wendet sich damit dem Schwierigsten zu, vor das uns die Biographie Jacobs stellt. Dies gilt um so mehr, als es nicht zu Jacobs Natur gehört, über sich zu philosophieren, wie ihm überhaupt das eigentlich Philosophische fernlag.

Aus de Boors Erlebnissen das nach meinem Eindruck Wichtigste: Von der Rechtsgeschichte her werde für Jacob Grimm Geschichte überall zu einem „organischen Lebensprozeß", in dem das „innere Wesen eines Volkes in die äußere Verwirklichung" trete (S. 9). Zu solcher Grundauffassung müsse gehören, daß sie die „Sehnsucht nach den Ursprüngen" erwecke. Höchste Aufgabe der Forschung werde dadurch, vom Erhaltenen aus zur „Anschauung des Ursprünglichen vorzudringen". Der Jacob-Grimm-Leser weiß freilich, daß das alles bei Jacob nicht theoretisch voll entwickelt dasteht. De Boor betont denn auch, daß Jacobs Aussagen „etwas eigentümlich Schwebendes" haben. Man ist sogar gelegentlich gezwungen, Äußerungen Jacobs aus seiner (wenn man so will) unkritischen Jugendzeit (der Zeit vor 1818/19) heranzuholen, weil das, was sie suchend meinen, unterirdisch ins Spätere nachschwingt. Zu diesem Dauerhaften gehört die „Antithese von Naturpoesie und Kunstpoesie", wobei sich das Naturpoetische weitgehend mit Sagenepischem deckt, das in Freiheit aus einem mit Notwendigkeit verbundenen Mythischen wächst: eine „Antithese" aus dem Geiste Herders, die Jacob durch ein romantisches Filter hindurch ins Eigene verwandelt und die wie in seinen Jugendtagen wieder gegenwärtig ist, als er im Jahre 1851 in Herders Nachfolge seinen Vortrag „Über den Ursprung der Sprache" hält. De Boor fühlt dem nach, wie sich denn eigentlich für Jacob „Mythus" (die Quelle des „Volksgeistes") zur „Geschichte" (in der sich das Grundepische darstellt) verhalte. Er wählt hierfür klug das Beispiel Dietrichs von Bern. Er sei für Jacob weder eine vermenschlichte Erscheinungsform Donars noch eine Gestalt willkürlicher Erdichtung, sondern aus einer „Vermählung des Göttlichen mit dem Geschichtlichen" zur epischen Gestalt geworden (S. 17). Da hat man in der Mitte zwischen Ahnen, das ins

Übergeschichtliche tastet, und einem auf das Geschichtliche gerichteten Feststellen für einen Augenblick den ganzen Jacob Grimm! Mit Recht wendet sich de Boor zum Schluß dem Sprachforscher zu: das „Größte, Folgenreichste und Lebendigste" bleibe seine „deutsche Grammatik", diese „Grammatik der germanischen Sprachen", die mit neuer Terminologie auf einer noch verhältnismäßig schmalen Basis mit „genialem Scharfblick" und dem bewußten „Mut des Fehlens" entworfen wird. Eine kurze Erinnerung an kühnes Irren Jacobs, wie es in Jacobs origineller „Geschichte der deutschen Sprache" vom Jahre 1848 hervortritt, läßt sodann de Boor aussprechen, daß dieser Mann, den ein Schein des Biedermeierischen umgeben kann, „immer den freien Atemraum menschlicher Distanz" gebraucht hat, sich in seiner Arbeit 1820 so einsam fühlend wie 1848.

Mir liegt fern, in diesem ersten Rückblick auf Grimmforschung des Jahres 1963 so etwas wie Vollständigkeit zu erstreben. Mir genügt, wenn erneut deutlich wird, daß Jacob Grimm zu jenen Gestalten gehört, deren Wesentliches sich in Dämmerungen eines äußerlich einfachen und doch winkelreichen Lebens als erregende Macht bewegt[11]. Er selbst hat es uns schwer gemacht, hinter seiner bildhaften Sprache die treibenden Gedanken in ihren Quellen aufzuspüren. Nicht zuletzt ist dies durch Zeit und Ort bedingt. Er wird aus einem kleinstädtischen 18. Jahrhundert in die romantische Umwelt der Napoleonzeit und der Freiheitskriege hineingetragen. Von einem neuartigen geschichtlichen Bewußtsein erfüllt, drängen ihn protestantische Nüchternheit und versteckt poetische Anlage, die merkwürdige Fülle des sprachlich Überlieferten auszubreiten und zugleich aus der Einheit ihrer Ursprünge zu begreifen. Der Wechsel von Hervortreten und Sich-Verbergen, das Durchmischen von trotzendem Eigenwillen und hemmender Scheu gehören ebenso zum Geheimnis seiner schwierigen Gestalt wie die Verbindung von hellem Scharfsinn und dunkelndem Tiefsinn. Wichtiger aber als die bereits weit fortgeschrittene Erhellung seines Lebens wird in Zukunft sein, mit neuen Mitteln dem nachzuspüren, was an Bleibendem über das Zeitbedingte hinaus in seinen Erkenntnissen angelegt ist[12]. Hier sind gewiß nicht nur Erweiterungen des Gewußten, sondern auch Entdeckungen möglich, die uns über uns selbst hinausführen.

---

11 Wieviel Schwieriges da verborgen liegt, läßt ein Aufsatz ahnen, den RAINER GRUENTER unter dem Titel „Das Deutsche — was ist es?" am 21. September 1963 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Nr. 219) zum 100. Todestag Jacobs veröffentlicht hat.

12 Um das Biographische hat sich in vielen Richtungen WILHELM SCHOOF bemüht; man vgl. seinen Rückblick „60 Jahre Grimmforschung. Erinnerungen eines alten Grimmforschers", Hessische Heimat 13. Jahrg. (1963), Heft 2, 7—10, ferner seinen Aufsatz „Die Brüder Grimm als Bibliothekare. Zum Gedächtnis des 100. Todestages von Jac. Grimm", Zs. für Bibliothekswesen X, 4 (1963), 199—211. Im J. 1963 erschien auch „Briefwechsel zwischen Jac. u. Wilh. Grimm aus der Jugendzeit", 2. vermehrte Aufl. besorgt von WILH. SCHOOF, Weimar-Köln. — Zu Jacob Grimms Leben und Schaffen vgl. zusätzlich meinen zusammenfassenden Artikel „G r i m m, Brüder, Begründer der Germanistik" (erster Entwurf 1961) = Neue Deutsche Biographie, Berlin, Bd. 7, 1966, 76—79.